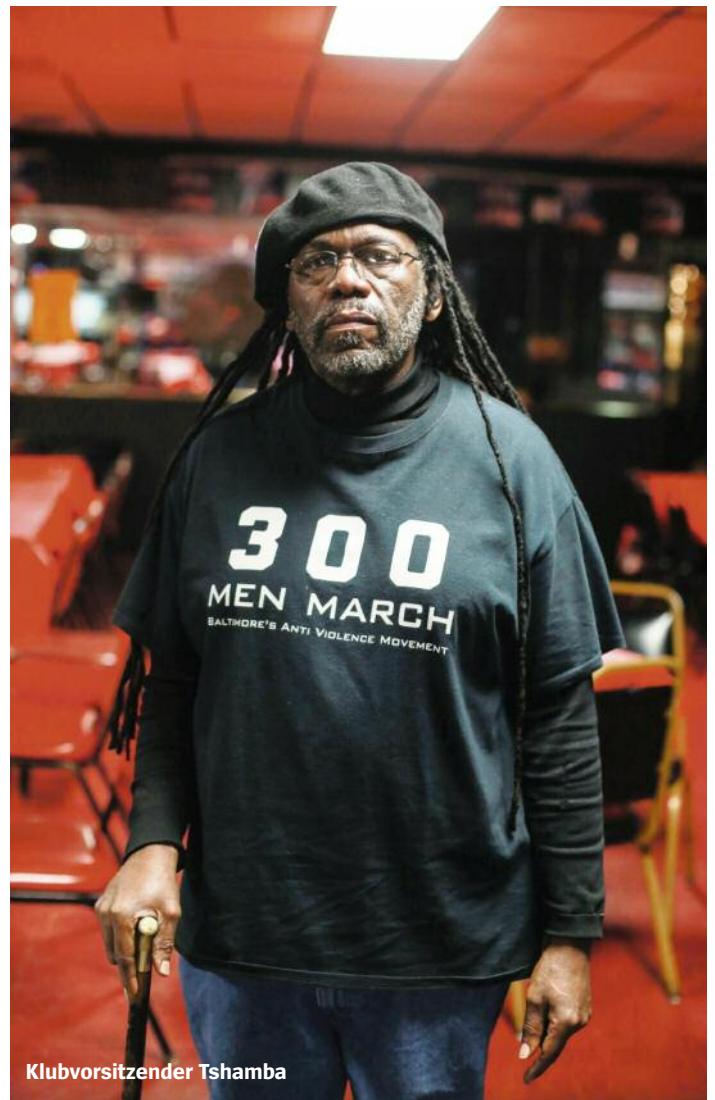




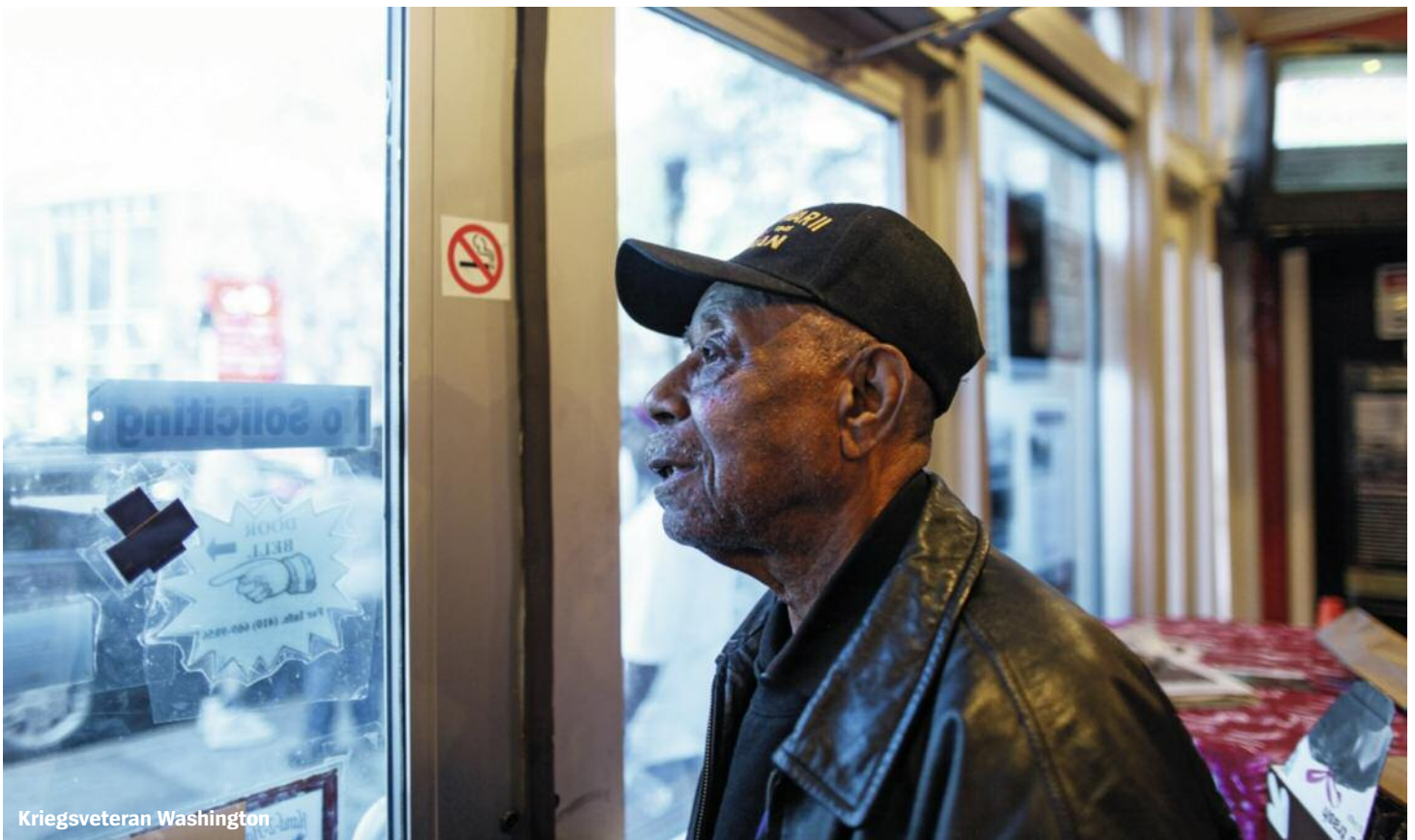
Aktivist Jackson



Klubvorsitzender Tshamba



Sozialbaubewohner Kwan



Kriegsveteran Washington

Keimzelle der Wut

USA Bei den Unruhen in Baltimore geht es nicht nur um das brutale Vorgehen von Polizisten. Sondern um die jahrzehntelange Benachteiligung von Schwarzen.

Am Nachmittag steht plötzlich dieses Monster da. Seit Stunden haben sie auf der Kreuzung getrommelt, gesungen und ihre Transparente in die Luft gereckt. Jetzt aber will die Polizei die Menge auflösen, mit einem fensterlosen Wasserwerfer, dem Panzer der Innenstädte. Die Frage ist, wer zurückweicht. Die schwarzen Demonstranten oder der weiße Polizist am Steuer?

Die Männer gehen auf das Fahrzeug zu, es setzt zurück. Weitere Schritte. Der Motor des Monsters heult auf, im Rückwärtsgang. Eine halbe Meile verfolgen die Männer den Wasserwerfer. Dann wendet der Fahrer scharf und jagt mit quietschenden Reifen eine Nebenstraße entlang. Die Menge jubelt, als hätte sie eine Besatzungsmacht aus dem Land gejagt.

Ihr Land, das ist West Baltimore, einer der rauen Stadtteile der USA, bekannt durch die Serie „The Wire“. Er ist schon lange ein Symbol für die Hoffnungslosigkeit vieler Schwarzer in den USA; für Drogen, Armut und Arbeitslosigkeit. Der Wasserwerfer mag verjagt sein, aber ihr Leben als Verlierer wird weitergehen.

Der Anlass der Proteste in Baltimore mag der Tod des 25-jährigen Freddie Gray sein, der am 12. April von weißen Polizisten brutal festgenommen wurde – und eine Woche später einer schweren Wirbelsäulenverletzung erlag. Freddie Gray ist ein weiterer Fall von tödlicher Gewalt weißer Polizisten gegen unbewaffnete Schwarze, er steht nun in einer Reihe mit Vorfällen in Ferguson, New York, Cleveland oder North Charleston. Und trotzdem geht es in West Baltimore nicht nur um die Fehler einer Polizei, die seit Jahrzehnten dafür bekannt ist, besonders brutal vorzugehen. Es geht vor allem um eine Politik, die viel zu lange tatenlos zugehört hat, wie ganze Stadtteile verwahrlosten. Es geht um Menschen, die vom Rest der Gesellschaft ausgesondert und vergessen wurden und denen inzwischen alles egal ist – selbst ihr Leben.

Es gibt viele Baltimores in Amerika, Innenstädte, aus denen die Weißen flohen und die Schwarzen mit ihrer Armut zu-

rückblieben, mit schlechten Schulen, die kaum besucht werden, mit verfallenden, leer stehenden Häusern. Städte wie Detroit, Cleveland, Los Angeles, St. Louis oder Pittsburgh sind Keimzellen jener Wut, die sich jetzt in Baltimore entlädt. Mit brennenden Gebäuden, geplünderten Geschäften und umgestürzten Polizeiautos.

So heftig waren die Proteste, dass auch Washington reagierte. Präsident Barack Obama widmete Baltimore eine halbe Pressekonferenz. Präsidentschaftsbewerberin Hillary Clinton rief dazu auf, das Justiz- und Gefängniswesen des Landes zu überprüfen, damit schwarze Mitbürger künftig weniger benachteiligt würden.



Polizeieinsatz in Baltimore: Von der Gesellschaft ausgesondert

Wieder einmal diskutiert Amerika über Rassismus. Doch anders als in den bisherigen Fällen steht in Baltimore nicht allein die Polizei am Pranger, sondern ein ganzes Sozial- und Wirtschaftssystem, das Orte wie diesen zuließ und Lebensbedingungen, die einer so reichen Gesellschaft unwürdig sind.

Weite Teile von West Baltimore wirken wie ein Museum des amerikanischen Niedergangs. An den Geschäften sind die Scheiben vergittert, an den Türen klebt der Hinweis: „Wir akzeptieren Lebensmittelmärkte“. Die Geldautomaten werben damit, dass sie Fünf-Dollar-Scheine ausgeben. Und im Gran Granny's, dem einzigen Imbiss weit und breit, wird der Burger nicht an der Theke bezahlt, sondern in der Ecke – durch ein Loch im Panzerglas.

Baltimore, eine Autostunde von Washington entfernt, war einst eine stolze Stahlstadt. Allein Bethlehem Steel beschäftigte in den Fünfzigern über 36 000 Menschen, damals hatte Baltimore fast eine Million Einwohner. Heute gibt es Bethlehem Steel nicht mehr, und die Einwohnerzahl ist auf 620 000 gesunken. Die Mordrate liegt siebenmal höher als in New York.

Schräg gegenüber dem ausgebrannten Drogeriemarkt CVS befindet sich der Arch Social Club, der zweitälteste Schwarzenklub Amerikas, gegründet 1905. Am Eingang zum Salon hängt ein Schild mit dem Dresscode: „Keine Tennisschuhe. Keine Jogginganzüge.“ Es ist eine Insel der Würde in diesem Meer der Verwahrlosung.

Drinne sitzt Larry Washington, er ist 90 Jahre alt und das älteste Mitglied des Klubs. Er trägt eine Kappe mit der Aufschrift „World War II Veteran“, er hat Aachen von Hitler befreit. „Als ich jung war, lebten viele Weiße in der Gegend, aber die sind längst alle rausgezogen“, sagt er. Mit der Flucht der Weißen vor dem Verfall der Industrie und mit der Aufhebung der Rassentrennung in den Sechzigern veränderte sich das Viertel. Auch die schwarze Mittelschicht zog nun in die Vororte. Von da an waren die Armen und Ungebildeten unter sich.

Neben dem alten Washington sitzt der Vorsitzende Kaleb Tshamba, 65. Der Klub habe sich immer um die sozialen Probleme der Schwarzen im Viertel gekümmert, sagt er. „Früher war das vor allem: Rassismus. Polizeigewalt. Das Lynchen von Schwarzen.“ Washington stockt, er fährt sich durch die langen Dreadlocks. „Eigentlich waren es die gleichen Themen wie heute.“

Tshamba zeigt mit dem Finger die Pennsylvania Avenue hinunter. Eine Brücke habe von dort hinübergeführt in das Viertel der Weißen, an deren Telefonmasten schwarze Puppen mit einem Strick um den Hals baumelten. Ein Willkommensgruß. „Sie nannten mich Nigger, Pavian, Affe“, sagt Tshamba. Einmal hätten sie ihn mit einem Baseballschläger verprügelt, er zeigt auf eine Narbe am Hinterkopf, sie ist jetzt 50 Jahre alt und wirkt wie nie ver-

heilt. Ohne diese Vergangenheit lässt sich die Gegenwart nicht verstehen.

Freddie Gray, dessen Tod die Krawalle auslöste, wuchs in der Sozialbausiedlung Gilmore Project im Stadtviertel Sandtown-Winchester auf, die Häuser sehen aus wie Kasernenbaracken. Viele sind ausgebrannt, nur knapp die Hälfte noch bewohnt. Mehr als die Hälfte der Bewohner zwischen 16 und 64 Jahren haben in diesem Viertel keine Arbeit. Das mittlere Haushaltseinkommen beträgt 22 000 Dollar im Jahr, im US-Schnitt sind es 51 000. Gerade mal sechs Prozent der Erwachsenen haben einen Hochschulabschluss. Fast die Hälfte aller Highschool-Schüler hat im vergangenen Jahr mindestens 20 Schultage verpasst.

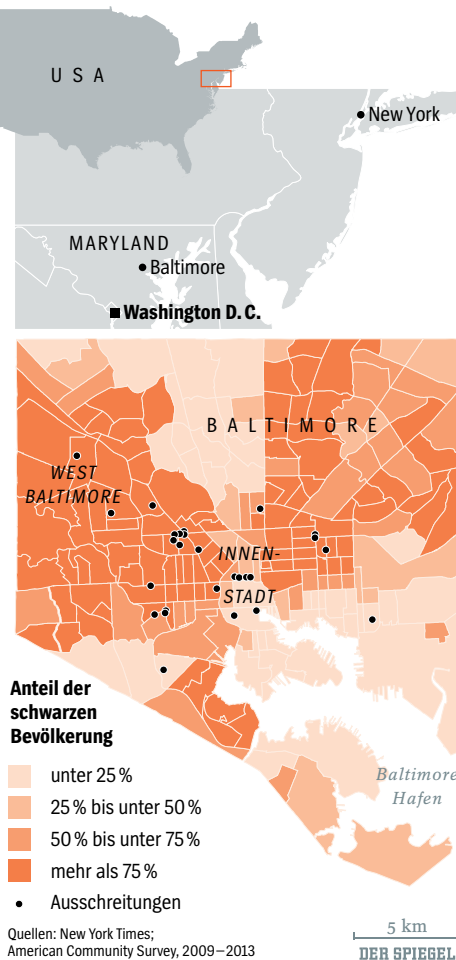
Kylis sitzt wie so viele vor seiner Haustür, er trägt eine Tarnfarbenhose und eine Kappe der Baltimore Orioles, vor Kurzem hat seine Freundin ein Kind bekommen. Er zeigt auf seinen Wangenknochen. „War gebrochen.“ Die Polizei habe ihn im Auto angehalten und auf ihn eingepöbeln, dann hätten sie ihn ins Krankenhaus gebracht und erklärt, das sei die Folge eines Autounfalls. Kylis sagt, ihm fehle die Kraft und der Glaube, vor Gericht zu klagen. Einen Anwalt könne er sich eh nicht leisten.

Gearbeitet hat Kylis fast nie in seinen 43 Lebensjahren. Mehr als 20 Jahre, erzählt er, habe er Crack geraucht und Heroin gespritzt. Die Crack-Epidemie der Achtzigerjahre hat Millionen Schwarze entweder getötet, ihr Leben zerstört oder sie ins Gefängnis gebracht. Seitdem Ronald Reagan 1986 den „War on Drugs“ ausgerufen hat, wird auch der Konsum von Drogen mit hohen Gefängnisstrafen geahndet. Mehr als zwei Millionen Amerikaner leben heute hinter Gittern, mehr als in China, die meisten sind schwarze Männer. Zurück blieben Frauen, Kinder, kaputte Familien.

In ihrem Buch „The New Jim Crow“ vergleicht die Autorin Michelle Alexander die Masseninhaftierung Millionen Schwarzer mit den ab 1890 erlassenen „Jim-Crow-Gesetzen“, die Schwarze zu Bürgern zweiter Klasse machten. Sie spricht von einem „rassistischen Kastenwesen“.

Kylis sagt, er sei jetzt runter von dem harten Zeug, aber er könne sich nur schlecht konzentrieren. „Zu viel gekifft heute Morgen.“ Sein Atem riecht nach Alkohol. Auch seine Kumpel haben glasige Augen. „Ich mach's eh nicht mehr lange“, sagt er dann und nimmt die Kappe ab. Er hat eine Glatze. Chemotherapie. Im Dezember wurde Lungenkrebs entdeckt. Der Arzt wollte ihm ein Mittel gegen die Angst verschreiben. Brauche er nicht, hat Kylis gesagt. Er habe keine Angst vor dem Tod.

„Die Alten sterben nicht mehr. Es sind die Jungen, die sterben“, hat der alte Larry Washington im Schwarzenklub gesagt. Die jungen Leute hätten keine Wertschätzung mehr für das Leben, weil sie nichts mehr



von ihm erwarten würden. Ihnen sei alles scheißegal. „Die Schwarzen zwischen 20 und 40 sind die verlorene Generation.“

Die Lebenserwartung, jene Statistik, die am meisten über den Zustand eines Gemeinwesens verrät, liegt in diesem Viertel bei 65 Jahren und damit auf dem Niveau von Burma oder Ghana. Zwischen Gilmore Project und Roland Park, einer Weißen-siedlung im Norden der Stadt, liegen nur sechs Meilen, aber fast 20 Jahre Lebenserwartung. Der Ort, an dem man lebt, bestimmt in Amerika, wie lange und vor allem wie man lebt.

Auch Kwan ist einer der Jungen aus Gilmore Project, er ist 19 und hier aufgewachsen. Er erzählt, dass er schon oft von der Polizei verprügelt worden sei, das erste Mal mit zwölf Jahren. Und im letzten Jahr hatte ihm der Arzt nach einem Unfall ein Schmerzmittel verschrieben. Als ihn Polizisten grundlos anhielten und durchsuchten, fanden sie das Mittel. „Wenn du schwarz bist und etwas dabei hast, was nicht komplett wertlos ist, gehen die einfach davon aus, dass es gestohlen wurde. Die haben mich eingesperrt.“

Kwan redet sich in Rage, seine Arme fliegen wild durch die Luft. „Ein Weißer, der rumläuft wie ich, würde niemals als Verdächtiger behandelt.“ Er zeigt auf seinen Trainingsanzug mit neongelben Streifen. „Selbst wenn du brav die Hände hochhältst, legen sie dir gleich Handschellen

an. Nur weil du hier lebst, nur weil du schwarz bist.“ Er fasst sich ans Herz. „Das schmerzt hier drinnen, das tut so weh.“

Um daran glauben zu können, dass auf diese verlorene Generation nicht die nächste folgt, muss man raus aus West Baltimore, hinab nach Downtown. Hier, wo das Geld ist und die Fassaden der Hochhäuser sich im Wasser des Hafens spiegeln, hat der Think Tank „Leader of A Beautiful Struggle“, der jungen Schwarzen eine Perspektive geben will, seinen Sitz. Sein Vorsitzender Adam Jackson ist selbst in West Baltimore aufgewachsen, nicht weit von Freddie Gray entfernt. Er hatte das Glück, dass beide Eltern einen Job hatten und Wert auf seine Ausbildung legten. Jackson ist charmant, eloquent und blitzgeschneit.

„Der Rassismus hat sich über die Jahre verfeinert“, sagt er und nennt als Beispiel das „Redlining“. Viele Versicherungen, Banken und andere Firmen ziehen buchstäblich rote Linien um jene Wohngebiete, in denen viele Schwarze wohnen. Wer innerhalb der roten Linie wohnt, dem werden Versicherungen, Kredite oder Lieferungen nur zu höheren Preisen angeboten oder gleich verweigert. Wer dort wohnt, hat es zudem schwerer, einen Job zu bekommen. Das sei der eigentliche Hintergrund der Unruhen von Baltimore, sagt Adam Jackson. „Wir leben noch immer in einem System, das in der tiefsten Vergangenheit geschaffen wurde.“

Es gehe nicht allein um Polizeigewalt gegen Schwarze, sagt Jackson. Es sei doch fast logisch, dass Polizisten in Vierteln wie West Baltimore überall Verdächtige witterten. Kein Wunder, bei diesem Bildungsniveau, dieser Arbeitslosigkeit, dieser Verbrechensrate. Die Frage sei aber, wie solche Viertel entstehen konnten. Warum die Politik dem Verfall bis heute zusehe, nicht gegensteuere, nicht investiere. Und das, obwohl Baltimore inzwischen sogar eine schwarze Bürgermeisterin hat.

Den meisten Bewohnern von West Baltimore sei ihre strukturelle Benachteiligung gar nicht voll bewusst, sagt Jackson. So sei es auch bei ihm gewesen. Erst als er studierte, habe er den größeren Zusammenhang sehen und verstehen können. Den Kreislauf von Vernachlässigung, Armut, Kriminalität und Rassismus.

Als Jugendlicher wuchs er in einem Schwarzenviertel auf und besuchte eine Schule, in der alle schwarz waren. Die Armut, die Probleme, all das war normal. Er habe sich nicht diskriminiert gefühlt, sagt Jackson, dieses Gefühl sei erst später gekommen. „Ich dachte, so ist es eben.“

Markus Feldenkirchen



Video:

Stadt des Aufstands

spiegel.de/sp192015baltimore
oder in der App DER SPIEGEL